

LESUNG UND GESPRÄCH

Franz Fühmann: „Die Geschichte vom Grafen Hyppolit und Aurelie und ihrer Mutter und deren Buhlknecht“¹

Von Hans-Georg Soldat

Aufzeichnung einer öffentlichen Lesung in der Schleicherschen Buchhandlung Berlin (6. Mai 1979); das anschließende Gespräch mit dem Autor wurde in einem RIAS-Studio geführt; Ausstrahlung RIAS Berlin (RIAS II) am 28. 5. 1979; 20:30–22:00 Uhr

Soldat: Herr Fühmann, ich darf am Anfang vielleicht etwas weiter ausholen. Sie haben sich in den fünfziger Jahren, vorwiegend lyrisch, mit Märchen auseinandergesetzt. Sie holten später die griechische Mythologie, vielleicht auch geprägt durch Ihre Soldatenzeit in Griechenland im 2. Weltkrieg, in die Gegenwart; die Erzählung „Ödipus“ ist dafür ein frühes Beispiel, der Erzählband „Der Geliebte der Morgenröte“ eines aus der vergangenen Jahr. Seit einiger Zeit beschäftigen Sie sich nun mit E.T.A. Hoffmann. Wie kam diese Entwicklung eigentlich zustande, oder soll man sagen: Umorientierung?

Fühm.: Na ja, ich weiß nicht – ja doch, eine Umorientierung war es zweifellos schon. Nicht so sehr die zu Hoffmann als vielmehr die vom Märchen zum Mythos, obwohl eigentlich beide aus einer gemeinsamen Kindheitswurzel kommen. Ich muß jetzt ganz weit zurückgehen. Die Märchen und Mythen, das Reich des Phantastischen, war die Welt meiner Kindheit: Ein verschneites Dorf, wenigstens im Winter verschneit, aber der Winter dauerte vom November bis zum Mai; ein verschneites Dorf im damals

¹ Aus: Franz Fühmann: „Fräulein Veronica Paulmann aus der Pirnaer Vorstadt oder Etwas über das Schauerliche bei E.T.A. Hoffmann. Rostock 1979

deutschbesiedelten Teil des Riesengebirges und eine Kindheit, deren lange Abende sehr viel mehr geprägt waren von Büchern als heute. Und das waren eben Grimms Märchen, das waren Schwabs klassische Sagen, das war ein als ungeheures phantastisches Reich genommener „Faust“, in dem ich mich bewegte. In dieser Welt wuchs ich auf und wurde ich groß. Dazu haben auch die „Elixiere des Teufels“ gehört. Auch nur eben so als „das Phantastische“. „Der Sandmann“ von Hoffmann gehörte ganz sicherlich dazu. Und dieser Welt bin ich treu geblieben, die hat mich begleitet und aus ihr kam dann nach meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion – ich hatte ja nie gedacht, Schriftsteller zu werden; ich wurde es, wenn Sie wollen: aus einer gewissen Notwendigkeit, aus einem Zwang heraus, meine Erfahrung mitzuteilen, die ich als Soldat im Apparat der Militärmaschine gemacht hatte – aus ihr also kam dann im Schreiben mein erster Rückgriff auf die Märchen, auf die Welt der Märchen. Es war damals meine erste Wandlung um 180 Grad herum: vom Faschismus zum Sozialismus wie ich ihn in der Sowjetunion erfahren hatte, auch mit allen Prägungen der Zeit. Er kam mir in all den Utopien und mit all den begreiflichen Illusionen, die man als ein Konvertierter eben hat, vor, als die Zeit der Erfüllung der alten Menschheitsmärchen, als die Zeit des Widerspruchslosen, als die Zeit der heilen Welt – wie eben das Märchen auch endet. So sah ich die Welt, zwar nicht in der Gegenwart, aber in einer immerhin nicht sehr weit entfernten Zukunft vor mir liegen. Nun, diese Märchenkonzeption zerschleiß sich dann sehr bald an der Wirklichkeit des Alltags, den ich gelebt habe. Und da zerschleiß sich auch meine Lyrik. Eine neue lyrische Konzeption habe ich seit einem Einschnitt, der nicht nur für mich einen Einschnitt bedeutet, auch für man-

che meiner Kollegen, das Jahr 1957/58 etwa, eigentlich nicht gefunden – seit dieser Zeit schrieb ich dann eben keine Gedichte, und ich fand dann auf einem sehr langen, qualvollen, widerspruchsvollen Weg den Schritt vom Märchen zum Mythos. Wenn ich es mal vereinfacht sagen soll: von der Widerspruchslosigkeit zum Widerspruch, von der heilen Welt zur konfliktvollen Welt (...). Wie ich zu E.T.A. Hoffmann kam: Ich hab' halt „Die Elixiere des Teufels“ mal wieder gelesen und war also fasziniert, betroffen, enthusiasmiert, ja, es war *mein* Buch! Und ab da habe ich mich in E.T.A. Hoffmann eingegraben. Wir hatten Glück, daß in dieser Zeit auch die hervorragende Ausgabe auf dem Markt war, die damals noch Hans Mayer besorgt hatte, die sechsbändige Ausgabe im Aufbau-Verlag – das wurde meine Welt, in die habe ich mich hineingearbeitet.

Soldat: Wann kamen Sie eigentlich zur Essayistik?

Fühm.: Zur Essayistik kam ich sehr spät. Ich kam zu allem sehr spät. Also von Haus aus bin ich Lyriker, und in meiner Kindheit habe ich eine Unmasse Dramen geschrieben. Das wäre heute mein höchster Traum – aber, wie gesagt, Anfang 1950 kam ich aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurück und fing an, Gedichte zu schreiben. Ich schrieb auch Geschichten – die waren entsetzlich, die waren schematisch, grauenvoll, das war also platteste „Agitationsschaffe“. Und alle die damals so mein Zeugs lasen, die sagten mir: bedeutender Lyriker, großes Talent, det mache mal weiter, bloß von der Prosa laß die Finger, das verstehst Du nicht, das wirst Du nie lernen. Und dann hat mich damals mein erster Lektor, der unvergessene Max Schröder, eigentlich gezwungen, Prosa zu schreiben. Der zwang mich, vier Jahre hindurch eine Geschichte zu schreiben. Das wurde dann „Kamera-

den“². Und dann machte ich auch meine ersten essayistischen Versuche. (...) Ich arbeitete damals in einer der Blockparteien³ bei uns, die hatte eine Zeitung und da schrieb ich immer so Zeugs über Bücher und Theater. Einmal kriegte ich ein Telegramm von Hans Mayer, „Bitte mich sofort aufzusuchen“, und ich fuhr hin nach Leipzig, denn das war die Aufforderung eines, den ich wirklich als eine Autorität ansah, und er empfing mich in seinem Amtszimmer, stand hinter dem Tisch, hob beschwörend die Hände und sagte: „Hab’ Dein Zeug gelesen, vollkommener Unsinn, alles Blödsinn, ich verbiete Dir hiermit für alle Zeiten zu schreiben: Essayistik, Literaturwissenschaft, das kannst Du nicht, das ist nichts für Dich, das darfst Du nicht; Du mußt schreiben endlich wieder Lyrik, Du sollst weiter schreiben Deine Erzählungen, aber Essayistik ist für Dich tabu.“ Na ja, ich weiß nicht, ob er es mir verziehen hat.

Soldat: Haben Sie eigentlich besondere Vorlieben in Ihrem Œuvre? Es geht ja von Kinderbüchern über die Lyrik zur Essayistik, Prosa ist vertreten...

Fühm.: Ja, Vorlieben doch, das kann ich eigentlich ganz eindeutig beantworten – das Kinderbuch. Ich schreib’ sonst ungeheuer mühsam und meine Erzählweise ist ungeheuer mühsam mit diesen ellenlangen Sätzen, die zu schreiben eine Qual ist, die anzuhören mitunter auch eine Qual ist. Es gibt Geschichten von mir, die stehen jenseits der Grenze des Lesbaren. Das ganze Bändchen „Jongleur im Kino“⁴ ist zum Teil wirklich nicht lesbar, das kann man dem Publikum nicht zumuten. Aber Kinderbücher – ich weiß nicht, das erzählt sich von selbst. Der Held ist ein Held,

² Rostock 1955

³ Franz Fühmann gehörte damals zum Parteivorstand der NDPD

⁴ Rostock 1970

und der König ist ein König, und ein Pferd ist ein Pferd. Und wenn einer was sagt, dann sagt er das so, wie er es sagt und bedeutet das auch...

Soldat: In Ihrem letzten Band, also nicht Ihrem letzten *neuen* Band, sondern der (erweiterten) Neuausgabe Ihrer „Gedichte und Nachdichtungen“⁵ habe ich den Satz gefunden, daß Sie von der „Zweidimensionalität“ des Märchens etwas abgerückt seien. Aber diese Kinderbücher, wenn ich das so höre, haben ja auch eine gewisse Zweidimensionalität.

Fühm.: Ja, vielleicht, obwohl ich auch versuche, davon abzukommen. Aber diese Zweidimensionalität ist doch, wenn Sie wollen, ein Refugium, das für Kinder ja zunächst einmal da sein muß. Um eine dritte Dimension anzufügen, muß man sich ja erst einmal in diesen beiden bewegen. (Doch) das mag schon sein, daß man das als eine gewisse Erholung empfindet, die man sich da gönnt.

Soldat: Haben Sie ein Kinderbuch, das Ihnen besonders am Herzen liegt?

Fühm.: Ja, mein letztes, das ist ein Buch über Sprache. Sprache für Kinder, wenn ich es mal hochtrabend sagen möchte: Sprachphilosophie für Kinder. Hat den schönen Titel „Die dampfenden Häse der Pferde im Turm zu Babel“⁶, und es hat jetzt hier, jenseits der Grenzen meines Vaterlandes, also in dem, was wir „kapitalistisches Ausland“ nennen, einer Verleger gefunden, nachdem ich lange mit dem Buch – es war schon ein bißchen traurig – hausieren ging, keiner wollte es haben.

Soldat: Vielleicht sollten wir jetzt doch auf den Essay kommen, den Sie eben vorgelesen haben. Wenn ich das recht sehe, beschreibt

⁵ Rostock 1978

⁶ Berlin 1978

ja E.T.A. Hoffmann in seinen Geschichten gewissermaßen das alltägliche, das „bürgerlich-kapitalistische“ Grauen, und Sie zeigen die Funktion dieses Grauens im gesellschaftlichen, historischen Kontext; sie analysieren es marxistisch oder besser: historisch-materialistisch. Ich finde, das ist ein ziemliches Neuland. Man kennt Lenins Wort von der Wichtigkeit des Träumens, aber über „das Grauen“ als solches, als spezielle Form, findet sich bei den „Klassikern“, glaube ich, kaum etwas – Sie müssen mich da korrigieren, wenn ich mich irre. Bestenfalls, so habe ich’s jedenfalls gelernt, ist Spuk „Manifestation des Aberglaubens“ und das Grauen „Kennzeichen und Attribut des Überbaus einer absterbenden Gesellschaftsform“. Bei Ernst Bloch, ich glaube im ersten Band des „Prinzips Hoffnung“ finden sich Andeutungen einer anderen Interpretation. Wie aktuell ist für Sie Ihre Analyse?

Fühm.: Wie aktuell meine Analyse ist, darüber müssen natürlich andere befinden, das kann ich nicht. (...) Ich möchte aber eines ganz unmißverständlich sagen – ich erhebe nicht den Anspruch, daß das, was ich sage, sich mit dem Marxismus deckt. Darüber müssen auch andere befinden, ich erhebe den Anspruch nicht. Ich habe das oftmals gesagt. Ich bin ja in meinen sozialistischen Staat über meine Erkenntnis zu Auschwitz gekommen; ich komme aus keiner Arbeiterfamilie, ich komme nicht über den „Kampf des Proletariats“ in den Sozialismus, sondern, ich kann’s nicht anders sagen, über den Weg aus meiner Vergangenheit, der führte folgerichtig dahin. Und ich möchte also nicht den Anspruch vertreten, daß das, was ich sage, marxistisch ist. Wenn andere befinden, daß es das wäre, dann sollte es mich freuen, aber, wie gesagt, ich hab’ den Anspruch nicht. — Ja, jetzt zu dem Aktuellen. Die Klassiker des Marxismus – ich bin kein Fachmann dafür, und es ist eine große Literatur und eine

große Lektüre – haben sich, soweit ich darin Bescheid weiß, nicht sehr um dieses Thema gekümmert. Die bürgerliche Ästhetik übrigens auch nicht. Mein Ansatz, der ja auch wieder nicht meiner ist; mein Essay über das Unheimliche beginnt mit dem Ausspruch Goethes „das Schaudern ist der Menschheit bester Teil“, ist eigentlich, daß ich glaube, daß diese Dinge: „Grauen“, „Schaudern“, „Erschrecken“ unverlierbare menschliche Eigenschaften und menschliche Werte sind, die den Menschen auf seinem Weg durch alle Gesellschaftsformationen begleiten und daß sie natürlich auch ihre positiven Seiten haben. Man wertet sie immer nur ab, als etwas Negatives, was zum Absterben gehört. Aber das stimmt ja gar nicht. Erschrecken zu können vor etwas, zurückschrecken zu können vor etwas, schaudern zu können vor etwas – das halte ich für eine unverzichtbare menschliche Tugend.

Soldat: Die Ghule-Geschichte in Ihrem Essay charakterisieren Sie als „Werden müssen, was man geflohen ist“ – also weiter gefaßt als eine dialektische Kontinuität. Die Rahmengeschichte dagegen könnte man vielleicht als ein „Werden wollen oder auch tun wollen, was nicht möglich ist oder auch unnütz ist“, also als eine lächerliche, aber, wie ich finde, auch signifikante Kontinuität charakterisieren. Sie stellen damit Schicksal, gesellschaftliche Tradition, gegen eine mechanistische Auffassung von Tradition. Aber wie ist das eigentlich zu verstehen – das sind doch beides Meinungen, die in der Gegenwart immer noch unverändert aufeinanderprallen.

Fühm.: Vielleicht fange ich so an: Mir ist beim Vorlesen und schon vorher, als ich mich auf diesen Lesevormittag vorbereitet habe, natürlich aufgegangen, daß ich sehr zugespitzt habe, ja daß ich ganz sicherlich überspitzt habe. Ich wurde mir selbst etwas unsi-

cher und dachte: Na, also dieses „Werden müssen, was man geflohen...“ – vertrittst Du da nicht etwas, wozu ich eigentlich gar nicht neige, nämlich so ein Erliegen vor dem Fatum? Was mir eigentlich gar nicht liegt, ich halte es für kein unabänderliches Gesetz, daß etwa die Welt in die Barbarei versinken muß – Marx hat ja die Alternative entweder Barbarei oder Sozialismus. Bloß es ist natürlich manchmal schon gut, wenn man etwas bis zum äußersten, meinetwegen bis zum Paradox zuspitzt, um einfach die Frage zu provozieren: Ist es wirklich so? Wem ich entgegen treten möchte, das ist all diesen Versuchen des so sorglos-unbekümmerten Dahinlebens, als wäre die Welt, was sie ja nicht ist, eine heile Welt. Sie ist es nicht, sie ist es da nicht und sie ist es dort nicht.

Soldat: Als ich diesen Essay genau durchlas, da kam mir manchmal der ketzerische Gedanke, als wollten Sie in einer ganz anderen Form noch mal den diskreditierten Satz „die Revolution frißt ihre Kinder“ aufgreifen...

Fühm.: Na ja, also „aufgreifen“ wollte ich ihn bewußt sicher nicht. Aber daß er sich einstellt, das ist unvermeidlich. Ich hab’ zuwenig nachgedacht darüber, ich will jetzt also nicht anfangen zu schwätzen.(...) Ich verehere Büchner sehr, und es gibt ja Sätze, vor denen man erschreckt, wenn man sich in sie hineinbegibt, weil sie dann natürlich furchtbare Konsequenzen haben. Dieser Satz gehört ganz sicherlich dazu. Das ist ein Satz, dem man sich stellen *muß*. Bloß habe ich das in meiner Entwicklung noch nicht so getan, daß ich mich darüber äußern könnte und möchte. Aber er hat sicherlich mit dem Essay zu tun.

Soldat: Vielleicht sollte man noch auf einen anderen Gesichtspunkt dieses Essays kommen, der mir ausgesprochen wichtig ist. In ihm waltet ja, jedenfalls auf den ersten Blick, ebenfalls so etwas

wie ein „serapionistisches Prinzip“, eine Zusammenfassung von, vordergründig, Unvereinbarem. Stichworte sind: „der Höllenbezirk der Surrogate“, den Sie als durchaus gegenwärtig interpretieren; es geht dann weiter mit dem Stichwort „Zukunft“, aber das wird ausgeführt an Hoffmanns (Geschichte) „Genesung“, die Sie interpretieren als „Heilung durch Erschütterung, Katharsis durch Wiederkehr des Alten“, und Sie leiten dann über zur Furcht „vor dem feindlichen Schlaf und dem schlechten Traum, dem des Vergessens und Verdrängens“. Und fügen hinzu, für den, der immer noch nicht versteht: Eichendorff – „Hüte Dich, bleib wach und munter!“ Ist das Psychoanalyse, Anklage, Plädoyer?

Fühm.: Vielleicht kommt man all dem näher, wenn man einfach davon ausgeht, wie's entstanden ist, wie ich dazu gekommen bin. Es sind dies ja alles Auseinandersetzungen mit sich selbst, Fragen an sich selbst, zunächst einmal. Es gehört alles zu meiner Abkunft. Ich komme aus einem Ort – eigentlich ist es jeder Ort, aber dort merkte man das so, dieses ganze Böhmen, das ist dermaßen von Geschichte durchtränkt und durchsogen, und ich habe eine fast manische Liebe zu alten Steinen und alten Häusern und alten Straßen. (...) Und nun ist im Krieg furchtbar viel zerstört worden und mich hat betroffen gemacht, daß die Zerstörung – da und dort – nach dem Krieg weiterging. In Frankfurt am Main hat man alte Stadtviertel abgerissen, ob man's in Frankfurt/Oder gemacht hat, weiß ich nicht, da war nicht mehr sehr viel zum Abreißen, aber auch in dem Teil Berlins, in dem ich wohne, sind unersetzbare alte Häuser abgerissen worden, um moderne Bauten, anderer Art als in Frankfurt, hinzusetzen, aber beides hat mich ungeheuer betroffen gemacht. Ich möchte übrigens, nur damit es keine Mißverständnisse gibt, erwähnen, daß

alles das, was ich in dem Gespräch mit Ihnen sage, ich selbstverständlich bei mir zu Hause genau so sage, daß ich es dort sogar entschieden schärfer formuliere. Es steht auch alles in dem Buch, auf das wir uns beziehen, das ja im Hinstorff Verlag erschienen ist. Auf der einen Seite habe ich also gesehen, daß da alte Steine, alte Gebäude vernichtet werden, und auf der anderen Seite habe ich etwas gesehen, vor dem mich auch geschauert hat, wobei ich in diesem meinem Buch auch zum Ausdruck gebracht habe, wie furchtbar Unrecht ich mit dem, was ich jetzt sage, einer ungeheuren Summe von Fleiß und Mühe tun werde – nämlich mich hat etwas geschauert, als wir mit neuen Steinen das Alte aufgebaut haben und uns so stellen, als wäre es das Alte⁷. Daß man den Zwinger in Dresden wieder so aufgebaut hat, ist eine nicht genug zu rühmende Leistung. Aber zugleich – es ist nicht der alte Zwinger. Und es sind nicht die (...) alten Bauten, die da mit neuen Steinen stehen. Und nun kommt etwas, worüber zu sprechen sehr qualvoll ist, weil es an eine große Wunde meiner Gesellschaft und eine große Wunde auch bei mir selber rührt: dieses unbefriedigende Verhältnis zur Geschichte, dieses unbefriedigende Verhältnis zur Tradition. Dieses: etwas als Tradition darstellen, was nicht da ist. Wo man auch so sieht, daß es nicht tradiert ist, daß es keine echte Fortsetzung hat. Ich weiß, wie schrecklich das ist. Denn vieles ist in der deutschen Geschichte halt fortgesetzt worden – ich denke jetzt an die Schützenvereine und Kriegervereine und weiß der Kuckuck, was des Tradierens nicht würdig ist –, aber es ist nun mal da im Bewußtsein und wir tun so, als ob es nicht wäre. Und auf der anderen Seite tun wir so, als ob z.B. der Bauernkrieg eine leben-

⁷ sh. Anmerkung 1 – Seite 99 f. F. Fühmann bezieht sich hier auf den Aufbau des Nikolai-Viertels im früheren Ost-Berlin

dige Tradition wäre. Es gibt keine lebendige Tradition des Bauernkriegs! Ich laß mich köpfen, die gibt es nicht! Und wir tun ununterbrochen, als ob es die gäbe. Darunter kann man schon leiden. Das ist das, was ich mit dem „Höllenzirk der Surrogate“ gemeint habe. Das ist ja auch ein Menschheitsproblem: Dieses Sich-umgeben mit einer künstlichen Umwelt, mit Wäldern, die keine Wälder mehr sind, mit diesen kümmerlichen Resten von dem bißchen Grün – der alte Hoffmann hat schon recht gehabt, es ist wirklich eine schauerliche Entwicklung, die da hingehet. Bloß, ich gehöre auch nicht zu denen, die glauben, das wäre durch einen Willensakt aufhaltbar, schleifen die Häuser und schaffen die Autos ab. Das ist ja sinnlos. Dieser Weg, der läuft schon zuende. Es darf aber erlaubt sein, über diesen Weg zu trauern und vor ihm auch zu schauern.

Soldat: Sie schreiben ja am Ende Ihres Essays: „Staunen und Grauen, daraus wächst Bewußtsein, oder sagen wir vorsichtiger: daraus kann es wachsen“. Und Sie zitieren gleich anschließend aus dem „Kommunistischen Manifest“. Noch einmal die Frage: Ist das ein Plädoyer?

Fühm.: Ja, das ist ein Plädoyer. Das ist ganz sicherlich ein Plädoyer für Bewußtsein, für eben dieses Sehen und Aussprechen, was ist. Und es ist ein Plädoyer für die Wahrheit (...) in jeder Hinsicht.

Soldat: Ist es das auch, was Sie vorhin ansprachen mit der Furcht „vor dem feindlichen Schlaf und dem schlechten Traum, dem des Vergessens und Verdrängens“?

Fühm.: Ganz sicher. (...) Es gibt ja überall die Dialektik. Genau so wie ich vorhin gesagt habe, daß das Grauen, Schauern und diese Sachen ja nicht nur negative Dinge sind – die sie zweifellos auch sind –, ist es umgekehrt so, daß Träumen auch eine

schlechte Seite hat. Es gibt ja auch eine Art von Tagträumen, die grauenvoll sind, in die man sich nicht verlieren *darf*. Dieses Sich-Einspinnen in irgendwelche Dinge – ja, als ob es halt eine heile Welt wäre, die sie nicht ist!

Soldat: Wo sind die Gespenster, die lebenden Toten heute für Sie?

Fühm.: Ja, Herr Soldat, ich glaube, die Frage läßt sich besser beantworten, wenn ich sie ein bißchen umformuliere. Ich möchte sie so stellen: Wo kommen die Gespenster heute her? Sie sind ja nicht in dem Sinne lokalisierbar, wie also einstens eine Ahnfrau oder ein Schloßgespenst. Das ist das typische Gespenst für den Feudalismus. Aber wo kommen die her: Sie kommen her aus einer unabgeholtenen Vergangenheit – ich komme immer wieder auf dasselbe Thema – aus dem unbewältigten Alten, das eben nicht gelöst worden ist. Da ist eine alte Schuld, die nicht beglichen ist, da ist eine alte Frage, die nicht gelöst wurde, da ist etwas Altes, das zwar zu Grabe getragen worden, aber doch nicht tot ist. Und nun gibt es eine Geschichte bei dem alten Hoffmann, „Das Majorat“ – da (...) kratzt immer etwas, und das Kratzen wird lauter, und schließlich sind Blutspuren von dem Kratzen da. Oder bei Shakespeare, in einer sehr heil aussehenden Welt, da fängt plötzlich an etwas zu klopfen und wird immer stärker. Da ist so ein unabgeholtenes Stück Vergangenheit; da kommt dann so ein Geist des Alten und mahnt. Hier wird etwas weit in die Vergangenheit getragen, was geendet werden muß. Es fiel mir schwer jetzt irgendwie konkret zu sagen: dies und dies, das hat wenig Sinn. Mein Problem, das mich quält und das ich sehe, ist eben dieses mangelnde Bewältigthaben dessen, wo wir herkommen. Das äußert sich auf die verschiedenste Weise, ganz merkwürdig meistens da, wo wir diese Geräusche, dieses Kratzen und dieses Klopfen und dieses Mahnen versuchen zu über-

decken. Da wird es freudig und fröhlich, da ertönen dann Musik, Trommeln und Kampflieder und Optimismus und Lachen... Ich habe einmal gesehen in einer Zeit, in der die Welt sehr ernst war und eine große Betroffenheit in meinem Lande, und es gab da eine Konferenz – und da habe ich einen Einzug von Leuten in ein Hotelvestibül gesehen, die mit einem solchen lachenden Gesicht da einzogen und mit einer solchen Selbstverständlichkeit des Unproblematischen und Hellen und Heilen; die ganze Halle war nur erfüllt von ihrem Gelächter. Alles war so grauenhaft falsch, obwohl es für die sicher sehr echt war, sie haben sich amüsiert. Aber darunter war etwas – Trauer wäre angebracht gewesen. Ich glaube hier ist so ein Riß, wo das Gespenstische herauschaut. Im übrigen ist das etwas, worüber man noch sehr oft und viel nachdenken muß, und ich möchte durchaus nicht den Anspruch erheben, daß ich da am Ende mit meinem Nachdenken bin. Vielleicht an dieser Stelle möchte ich es einmal sagen: Ich spreche von dem, was ich kenne. Ich spreche von dem, was mich in meiner Gesellschaft quält, ich will mich auch darauf beschränken. Ich möchte bloß nicht, daß das falsch verstanden wird, als sähe ich sonst Gespenstisches sonst außerhalb meiner Welt nicht. Da gibt es Gespenstisches genug, und da gibt es grauenvolles Auferstehen von Altem genug. Aber, ich spreche von dem, was mich bedrängt und was mich zuerst bedrückt. Das andere bedrängt mich natürlich auch, aber ich will von dem sprechen, was in erster Linie vor allem meine Sache ist.

Soldat: Auch ich will nicht mißverstanden werden wenn ich jetzt mal weiterfrage: Wie könnten es weniger Gespenster werden in Ihrem Land?

Fühm.: Ja, die laufen davon, wenn der Tag kommt, wenn die Helle kommt, wenn das Licht kommt – also indem man die Wahrheit

sagt! (...) Es fängt an, indem man sich selber nichts vormacht. Indem man sich selber nichts in die Tasche lügt; indem man versucht, aus begreiflichen Illusionen herauszufinden; indem man mit einem nüchternen Blick die Dinge prüft und indem man versucht das halt auszusprechen und zu sagen. Dazu, meine ich, ist der Schriftsteller da.

Soldat: Aber es wird doch, konkret gesehen, immer schwerer, in Ihrem Land die Wahrheit zu sagen. Oder zur Zeit ist es jedenfalls verhältnismäßig schwer.

Fühm.: Es ist zur Zeit schwer, und wie die Zeichen stehen, scheint es schwerer zu werden, sehr wichtige Wahrheiten auf sehr wichtigen Gebieten zu sagen. Um es konkret zu sagen: Ich hab' jetzt gelesen, endlich gelesen, sehr spät gelesen, den Roman vom Jurek Becker⁸, und es tut mir einfach weh, daß dieser Roman, der tiefe Wahrheiten enthält, bei uns nicht erschienen ist, und offensichtlich, wie die Dinge stehen, bei uns nicht erscheinen wird. In diesem Sinne ist es sicherlich ein großes, unverzichtbares, wertvolles Stück Wahrheit. Ich habe den Roman zwei- oder dreimal gelesen, sorgfältig, Satz für Satz, und ich weiß was ich sage, wenn ich jetzt ausspreche: Ich weiß nichts, nichts, wirklich nichts an dem Roman zu finden, was unserer Gesellschaft schaden könnte, was sie aufhalten könnte, was sie hindern könnte. Ich werde dasselbe, wo ich Gelegenheit habe, selbstverständlich bei mir zu Hause sagen.

Soldat: Was glauben Sie, ist eigentlich der Grund für diese Unmöglichkeit zur Zeit, die Wahrheit ganz offen – in literarischer Form vor allen Dingen – zu sagen?

⁸ Jurek Becker: Schlaflose Tage“, Frankfurt a.M. 1978

Fühm.: Herrgott, da müßte ich mir jetzt die Köpfe anderer zerbrechen. Das müßte ich natürlich tun als Schriftsteller. Viele Dinge sind für mich nicht begreifbar. Zum Beispiel, warum der Roman vom Jurek nicht erscheinen kann, ist für mich wirklich – ich sag's jetzt nicht als Ausflucht: Ich kann Ihnen nur sagen, ich weiß es nicht. Ist es ein bestimmtes Prestige, in das man sich nun einmal damit verrannt hat, mit einem Verdikt, aus dem man nicht heraus will? Ich sehe auf der anderen Seite und freue mich, daß Kurnerts „Englisches Tagebuch“ erschienen ist. Ich sage ja auch in meinem Buch sehr unangenehme Wahrheiten und freue mich, daß ich sie bei uns sagen kann und daß sie gedruckt und hingenommen werden. Warum es so ist? Ich finde im System des Sozialismus selbst, in seinem Herkommen, in seiner Entwicklung keinen zureichenden Grund dafür.

Soldat: Sie haben vor einiger Zeit in einem Interview mit der ZEIT mal gesagt, daß es eigentlich pervers wäre, daß Wahrheiten in dieser Form oft über die Westmedien gesagt werden. Haben Sie eigentlich diese Meinung irgendwie partiell oder grundsätzlich geändert?

Fühm.: Oh, natürlich ist es pervers, natürlich ist es pervers. Das mag Ihnen jetzt weh tun, aber ich finde es pervers. Verstehen Sie mich recht: Nicht, daß ich mit Ihnen jetzt spreche – das halte ich nicht für pervers. Ich glaube, ich kann das von mir sagen, daß ich ein Schriftsteller über provinzielle Grenzen hinaus bin. Mein Staat ist sicherlich ein auf der internationalen Ebene sehr gewichtiger Staat, aber er ist ein halt ein nicht sehr großer Staat mit bestimmten Grenzen, zu dem einige Provinzen Deutschlands, Sachsen, Thüringen, Mecklenburg, Brandenburg, gehören. Ich glaube, daß das, was ich mache, über diese Grenzen hinaus geht, als über diese Grenzen hinaus von Bedeutung emp-

funden wird, und ich finde es ganz selbstverständlich, daß ich mich einem Frage- und Antwortspiel auch stelle. An unserem Gespräch finde ich überhaupt nichts Perverses, wir unterhalten uns über Literatur, Sie fragen mich auf eine sehr ehrenwerte Weise – verzeihen Sie –, warum also nicht, das ist ein ernsthaftes Gespräch über Literatur. Nein, was ich für pervers und unwürdig halte, ist, daß ich das Plädoyer für Jurek Beckers Roman eben nicht jetzt in Radio DDR II halten kann. Ich würde es ja gerne, wissen Sie. Das finde ich pervers. Auch daß eine bestimmte Selbstverständigung unter Schriftstellern, die begonnen hat in der Vorbereitung des VIII. Schriftstellerkongresses, die weiter geht, die ich für die Literatur für lebensnotwendig halte, eben in Medien erfolgt, die ich nur als Surrogat, als „Ausweiche“ ansehen würde. Das ist (eine Debatte über) eine Literatur, die unsere Probleme betrifft und die bei uns geführt werden muß.

Soldat: Wie wird es, wie *kann* es eigentlich mit der Literatur in der DDR weitergehen; gerade wenn man diese „Perversität“ betrachtet, daß sehr viele Sachen nur in über Westmedien gesagt werden können. Schadet das nicht der Literatur der DDR?

Fühm.: Na ja, natürlich schadet es ihr. Ich weiß nicht, warum es ihr nutzen soll. Wie es weitergeht – nun gut, es geht eben weiter. Gott, es hat ja in der zeitlich nicht sehr langen, abwechslungsreichen Geschichte meines Staates Wellenbewegungen gegeben, Zeiten von Verhärtungen und Zeiten von Öffnungen; ich verrate sicher kein Geheimnis, daß es jetzt eine Zeit der Verhärtung ist, die mir Sorge bereitet, das sag’ ich ganz offen und ganz ehrlich, die mich schmerzt. Wie es weitergehen muß? Ich kann es nur für mich beantworten: Indem man weiterarbeitet und – wissen Sie ich mag solche Worte nicht, (...) aber wenn es eine Konse-

quenz daraus gibt, muß man halt schauen, daß man das, was man macht, nach Möglichkeit mit noch etwas mehr Gewissenhaftigkeit macht, also als es ein Schriftsteller von Hause aus tun muß.

Soldat: Also mit anderen Worten: weitermachen...

Fühm.: Ja, selbstverständlich weitermachen. (...) Es gibt bei Thomas Mann eine kleine Geschichte über ein Eisenbahnunglück. (...) Er fährt zu einem Leseabend, er hat sein Manuskript im Koffer, den Koffer hat er aufgegeben im Gepäckraum, und dann also ein bißchen Krach und bißchen verbeultes Eisen und ein bißchen zersplittertes Holz, kein Menschenleben zu beklagen und auch seinem Koffer ist nichts passiert, den hat er wieder und sein Manuskript liegt drauf. So, und nun geht ihm durch den Kopf – er hat keine Abschrift von dem Manuskript, das ist also das Manuskript eines dicken Romans, aus dem er lesen wollte, es ist das ganze Manuskript, das er da drin hatte –, und jetzt die Frage, o Gott, was hätte ich gemacht, wenn das ein größerer Knatsch gewesen wäre, ich hätte überlebt, aber das Manuskript wäre verbrannt. Er antwortet so ungefähr: Na ja, was hätte ich gemacht, ich hätte mich – jetzt habe ich das Wort nicht, das er sagt, also sinngemäß: (...) mit der Stupidität eines niedrig organisierten Lebewesens (...) hingesezt und hätte das nun wieder von Anfang an geschrieben, was kann man denn machen? Das ist nun mal das Los, das man sich erwählt hat, wenn man sich diesen dämlichen Beruf hat.

Soldat: Schreiben Sie an einem neuen Roman oder an neuer Prosa?

Fühm.: Na ja einem neuen Roman schon deshalb nicht, weil ich keinen alten habe. Nein, ich schreibe an einem Trakl-Essay. Ich gebe bei uns für Reclam..., mache ich eine Gesamtausgabe der

Dichtungen von Georg Trakl und schreibe dazu einen großen Essay, von dem ich 120 Seiten mit unendlicher Mühe fertig habe und den ich jetzt irgendwie zu einem Ende bringen muß, der wächst sich ins Uferlose aus. Ja, dann will ich ein/zwei Geschichten machen, und dann will ich das anfangen, was mir seit Jahren schon auf der Seele liegt, einen – ich sage es mal so: das was ich retrospektiv in den „22 Tagen“ gemacht habe in bezug auf meine Vergangenheit, das möchte ich jetzt für meine Gegenwart machen. Also eine Standortbestimmung. Wo stehe ich, wo bin ich, was ist eigentlich die Aufgabe und die Funktion eines Schriftstellers meiner Herkunft, meiner Denkart, meiner Mentalität. Ich bekenne mich zu dem Wort von Stephan Hermlin, zu dem skandalösen Wort auf dem Schriftstellerkongreß vom „spätbürgerlichen Schriftsteller“. „Spätbürgerlich“ weiß ich nicht, auf jeden Fall: Ich bin ein Schriftsteller bürgerlicher Herkunft, das kann ich nicht leugnen, bürgerlichen Werdegangs. Also den Platz eines Schriftstellers dieser Art und dieser Mentalität und dieses Wertsystems, das er mitbringt. Welches ist seine Funktion hier, welches ist seine Möglichkeit, welches ist sein Platz... Und ich habe einen Ort gefunden, der hervorragend geeignet ist, darüber nachzudenken: Das ist also das Bergwerk. Seit vielen Jahren interessiere ich mich unheimlich für Bergwerke. Übrigens hat das sehr viel mit E.T.A. Hoffmann zu tun, überhaupt mit der ganzen Romantik. Ein großer Teil „Romantik“ spielt im Bergwerk und hat mit Bergwerk zu tun. Und das will ich jetzt im Herbst anfangen, das ist das, in das ich jetzt hineingehe. Das halte ich eigentlich für das Wesentliche, alles andere nehme jetzt ich als einen Anlauf dazu. Das wird mich wahrscheinlich, nehme ich an, längere Zeit beschäftigen ...